

Wir alle schreiben unseren eigenen Roman, aber irgendwie scheint sich ein anderer Autor schon aufdringlich und unabwendbar in den Lauf der Dinge eingemischt zu haben.

Cees Nooteboom

Ternier, im Herbst 1555

Ich wusste nicht, wie viel Befriedigung das Werk des Henkers verschafft. Erstmals in meinem Leben kann ich mir vorstellen, dass Scharfrichter ihr Handwerk aus wahrer Überzeugung verrichten; dass sie nach vollbrachtem Tagewerk zufrieden heimkehren, sich das Essen gut munden lassen und sich dann sorglos zur Ruhe begeben. Mit einem Gefühl der Erleichterung, ja sogar Befreiung sehe ich der Hinrichtung zu, die sich unmittelbar vor meinen Augen vollzieht. Das Feuer tut sein Werk: Die Blätter rollen sich auf, die Wörter krümmen sich, die Buchstaben stehen darum, noch ein letztes Mal gelesen zu werden. Das Papier verfärbt sich, wird braun, dann schwarz, dann glühend orange und zerfällt schließlich zu Asche. Ich bin der Inquisitor, der den eigenen Hass verurteilt, der Henker, der die eigene Unruhe hinrichtet.

Bei jedem neuen Stapel, den ich in die Lohfen werfe, scheint es, als würde das Feuer erlöschen, aber schon bald züngeln die Flammen wieder unter dem Papier hervor, schießen in die Höhe, reißen die Arme empor und setzen ihren ekstatischen Tanz fort. Die aufsteigenden Rauchschwaden sind meine Sorgen, die ich fahren lasse, damit sie meine Seele nicht länger peinigen. Um das Feuer zu nähren, hole ich etwas Holz aus dem Wintervornat im Schuppen. Wir haben ja genug.

Das Leben birgt zahllose Geheimnisse. Dankbar stelle ich fest, dass ich wenigstens eines dieser Mysterien enthüllt habe. Vielleicht ist das unsere Aufgabe auf Erden: Dass es uns Menschen gelingt, zumindest ein Rätsel zu lösen, und mag es auch noch so klein sein. An dem Tag, da ein Mensch das letzte Geheimnis zu lüften vermag, wird diese Welt vollendet sein. Diesen Tag werde ich nicht mehr erleben. Aber ich hoffe, dass Gott das Opfer annimmt, das ich heute bringe, und dass er mir noch ein wenig Zeit lässt, damit ich meinen Erfolg genießen kann.

Ob ich es schaffe, alles an einem Tag zu verbrennen? In meinem Studierzimmer liegt noch ein riesiger Papierberg. Ich beuge mich nach vorn, um mich am Feuer zu wärmen. Einige Flammen lachen mich an. Auch das wusste ich nicht: dass Flammen lachen können.

Ich musste auf einmal mit den Tränen kämpfen.

„Du musst mir etwas versprechen“, sagte mein Vater.

„Was denn?“

„Wir Menschen haben unser Leben nie ganz in der Hand. Und mitunter zweifle ich sogar daran, dass Gott unser Leben in der Hand hat. Aber du musst mir versprechen, so zu leben, dass ein anderer niemals einen Grund hat, dich so zu erniedrigen, wie es dir vorgestern widerfahren ist.“

„Das verspreche ich nicht, das schwöre ich dir!“, sagte ich ohne zu zögern.

„Versprechen ist genug.“

„Nein, ich schwöre es. Bei Gott und allen Heiligen.“

„Du klingst schon ganz wie ein Geistlicher“, sagte mein Vater lächelnd.

ZWEITES KAPITEL

Zur ersten Begegnung mit Jacques Bernard kam es im Jahr 1531 in einem Wirtshaus an der Rue Saint-Jacques am Rande des Quartier Latin, dem Studentenviertel von Paris. Nachdem ich den ganzen Tag studiert hatte, verließ ich den Lesesaal des Collège, um mir die kalten und steif gewordenen Beine zu vertreten. Ich kam am Wirtshaus La Croix vorbei, einem bekannten Studentenlokal, und trat ein, um zu sehen, ob dort etwas los war. Am größten Tisch hatte sich eine lärmende Gesellschaft von Priesterstudenten aus Burgund versammelt. Auf meine Frage, ob ich mich dazusetzen dürfe, herrschte Stille. Einer der Burgunder – ein Großcousin des Herzogs von Orléans, der wiederum der Sohn keines Geringeren als des Königs war, wie ich wusste – unterbrach das Schweigen mit einem lang gezogenen Rülpsen. „Pardon. Nenne mir *einen* Grund, weshalb wir uns bei unseren ausgelassenen Gesprächen von einem Gildeknecht stören lassen sollten.“

Die Burgunder sahen mich mit der Herzlichkeit einer Meute hungriger Wachhunde an, und ich bemühte mich, mir die Kränkung nicht anmerken zu lassen. „Ah, ich verstehe. Meine Brüder, die sich ebenso wie ich darauf vorbereiten, Gott zu dienen, sind nicht willens, mich in ihren Kreis aufzunehmen.“

Der Großcousin des Herzogs, dessen vornehme Kleidung einen früh gekrümmten Körper umhüllte, nahm einen Schluck Wein und stieß erneut auf. „Für eine einfache Seele hast du einen klaren Verstand. Wir bleiben in der Tat lieber *inter pares*.“

Ich versuchte nun nicht mehr, mich zu beherrschen. „Ich seid eine Schande für die Heilige Römische Kirche!“, schnaubte ich.

„Eigens für Habenichtse wie dich hat die Heilige Römische Kirche in ihrer Barmherzigkeit gepflegte Spitäler am Rande der Stadt errichtet. Ich bin mir sicher, dass du dich dort sehr viel wohler

fühlen wirst als bei uns. Ich schlage dir einen Handel vor: Wenn du dich nun in einem Spital meldest, gehen wir nach Beendigung unseres *colloquium* zur Kathedrale Notre-Dame und werfen ein paar Sous in den Opferstock für die Armen." Der Großcousin des Königs warf seinen Tischgenossen reihum einen triumphierenden Blick zu. Wie auf Befehl fingen die künftigen Vertreter Christi auf Erden abwechselnd an zu johlen und Würgelaute zu machen.

Ich ballte die Fäuste. Aber noch bevor ich meine Chancen richtig einschätzen konnte, erhob sich schräg hinter mir eine tiefe, ruhige Stimme. „Ich halte es für wahrscheinlicher, dass ihr in Notre-Dame eine der vielen Huren auflest, die die Kathedrale zu ihrem Jagdrevier erkoren haben.“

Alle blickten zu dem kräftig gebauten Mann empor, der etwa zehn Jahre älter war als die meisten von uns. Er trug eine braune Kutte, an der mir sofort mehrere Löcher und Risse auffielen. Das Kopfhaar war zu einer Tonsur geschoren, das Gesicht war keinesfalls schmal und er hatte leuchtende, graue Augen. Der Großcousin des Herzogs wusste so schnell nicht, was er erwidern sollte, woraufhin einer seiner Kumpanen für ihn einsprang: „Du bist offenbar gut informiert, Minderbruder!“

„Und du scheinst nicht zu wissen, dass es ungehörig ist, einen geweihten Priester und Doktor der Theologie zu duzen.“

Der adlige Großcousin fand die Sprache wieder. Er erhob sich vom Tisch, stellte sich vor den Mönch und bohrte seinen dünnen Zeigefinger in dessen Brust. „Weißt du eigentlich, wen du vor dir hast?“

„Einen unfreundlichen, unhöflichen und vermutlich gottlosen Sterblichen.“

„Du sprichst mit einem Mann, dem durch seine Geburt das Amt des Bischofs von Beaune zukommt.“

„Dann ist es dir, Hochwürden, bestens gelungen, deine exzellente Stellung hinter einem unverschämten und vor allem unchristlichen Benehmen zu verbergen.“

Der zukünftige Bischof rang nach Luft; abermals fehlten ihm die Worte.

„Glaube nicht, dass ich keine Achtung vor dem Adel habe“, erwiderte der Ordensbruder. „Ich zolle jenen Edelleuten den allerhöchsten Respekt, die ihre Abstammung nicht nur als Privileg,

sondern auch als Verpflichtung betrachten.“ Die letzten Worte unterstrich er mit einem spöttischen Lächeln.

Schweigend standen sie sich Auge in Auge gegenüber, der ärmlich gekleidete Mönch und der adlige Student in kostbarem Tuch, bis der Student den Franziskaner schließlich zur Seite schob und wutentbrannt aus dem Wirtshaus stürmte.

„Die hohen Stände haben arg zu leiden“, seufzte der Ordensbruder. Ohne die anderen Priesterstudenten eines Blickes zu würdigen, nahm er mich am Arm und führte mich zu einem freien Tisch im hinteren Teil des Gasthauses. „Ich möchte dich zu einem Becher Wein einladen.“

Und so hielt ich wenig später einen Becher Wein in der Hand und starrte auf die fleischige Nase, die roten Wangen und die grauen Augen des Minderbruders. Der Mann sprach ein merkwürdiges Französisch. Er mengte die Worte wie ein Koch, der verschiedene Zutaten miteinander verrührt. Heraus kam eine Suppe aus Klängen, die mitunter schwer zu unterscheiden waren.

„Du willst zu gern.“

„Was meint Ihr?“

„Du willst zu gern zu diesen Burschen da gehören.“

„Wieso sollte ich nicht zu meinen Studienkollegen gehören wollen?“

„Nicht umsonst heißt es bei dem Psalmisten: *Nolite confidere in principibus.*“

„Diese Edlen sind Studenten der Theologie wie ich, und auch sie müssen sich auf dem Abort den Allerwertesten abwischen.“

„Weshalb willst du zu Männern gehören, die du aus tiefstem Herzen verachtest?“

„Ihr tut so, als könntet Ihr in mein Herz hineinschauen.“

„Das Herz eines jungen Mannes, wie du einer bist, ist wie ein aufgeschlagenes Buch.“

„Nur eine Hexe oder ein Hexenmeister kann in das Herz eines Menschen blicken. Ich könnte Euch nun ohne Weiteres bei den Inquisitoren denunzieren.“

Der Mönch beugte sich vor und befühlte den Stoff meiner Jacke. „Nicht schlecht. Deutscher Samt, elegant geschnitten“, murmelte er.